Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 12

Artikel: Vergelt's Gott! : eine Geschichte aus alter Zeit [Schluss]
Autor: Riehl, W.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662755

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei Gedichte von Theodor Storm.

Herbst.

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Komm, lass uns spielen!

Wie bald des Sommers holdes Fest verging!
Rauh weht der Herbst; wird's denn auch Frühling wieder?
Da fällt ein bleicher Sonnenstrahl hernieder —
Komm, laß uns spielen, weißer Schmetterling!

Ach, keine Nelke, keine Rose mehr;
Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!
Weh, wie so bald des Sommers Lust verging —
O komm! Wo bist du, weißer Schmetterling?

Vergelt's Gott!

Eine Geschichte aus alter Zeit von W. H. Riehl.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Veit verstand den Blick und das Schweigen des Alten. Er wußte wohl, daß der krumme Hans nicht kindisch geworden sei und aus Stumpfsinn ge-

schwiegen habe, und schloß auch ganz richtig, daß er ihm nicht wegen des Abfalls vom alten Glauben zürne, sondern lediglich wegen des Abfalls vom alten Bettlerberuf. Er stand jetzt in so hohen Ehren, wie er sie früher nie geträumt, und doch schnitt ihm der verachtende Blick des alten Veitlers so tief ins Herz, daß es ihm plötzlich dünkte, er stehe viel tiefer noch als der schlechteste Bettelbube.

Doch das waren nur verfliegende Zweifel. Veit wußte ja recht gut, daß er inwendig und auswendig ein besserer Mann geworden sei.

Eines Tages ging er am Nordportale des Domes vorüber. Der Sitz stand leer; der hustende Bettler war nicht wieder gekommen aus dem Exil. „Was würde mich jetzt hindern, daß ich den lange beneideten und erstrebten Platz einnähme," dachte Veit bei sich und blickte wehmütig auf die verwaiste Stätte. Es juckte ihn, sich einmal probeweise unter das Portal zu stellen. Allein er widerstand; er sah auf seinen sauberen Rock, seinen geraden Arm und schlich kopfschüttelnd weiter.

Mehrmals versuchte er es noch, dem alten Freunde ein gutes Wort zu geben, er wollte ihn erweichen durch seine standhafte Treue, aber auch der krumme Hans blieb standhaft; er blickte jeden alten Bekannten freundlich an und redete mit ihm, für den Hausmeister hatte er kein Wort und keinen Blick mehr. Kam der nur von ferne, so betete Hans seine Paternoster so laut und eifrig, als wolle er aller Welt Sünden abbeten.

Veit ward täglich tiefsinniger. Er hätte seinen Rock in Bettlerlumpen zerreißen mögen, wenn er nur wieder einmal „Vergelt's Gott" hätte sagen dürfen. Das murmelte er zwar oft im Selbstgespräche zwischen den Zähnen, als wollte er's neu einüben, aber den rechten Bettelton fand er nicht mehr.

Eines Tages führte ihn ein Geschäft ins benachbarte Schmuttertal, und auf dem Heimwege ging er die Heerstraße über den Sandberg. Als er den Berg hinaufstieg, kamen Kaufleute von Ulm herüber mit Wagen und Saumtieren. Sie taten recht gemach wegen der Steigung; die Stelle war so einsam, kein Mensch weit und breit, die Kaufleute so nahe dem Ziele einer nicht ganz gefahrlosen Reise; sie mochten jetzt wohl dankbaren Herzens recht aufgelegt sein, einem armen Teufel ein Almosen zu geben. Diese und ähnliche Gedanken fuhren dem Veit berauschend durch den Kopf; die Abendsonne verglühte so schön, die Vögel sangen so süß; es war ein wonnevoller Augenblick zum Betteln. Ehe er selbst noch recht wußte, was er tat, stand er am Straßenrande und hielt den Kaufleuten, tief gebeugt, mit unverständlichem Gemurmel die Mütze entgegen. Die Kaufleute schauten ihn groß an. „Ist der Kerl doch fast besser gekleidet wie wir, der frischeste, kräftigste Mann, und schämt sich nicht zu betteln!" rief einer aus dem Zuge, und sie gingen weiter und schoben ihn mit strafender Verachtung bei Seite.

Wie von kaltem Wasser begossen, kam Veit erst jetzt wieder zu sich selbst und schämte sich, daß er hätte in die Erde sinken mögen. Doch — so rätselhaft ist des Menschen Herz!! — nicht weil er gebettelt, wurde er rot, sondern weil er so stümperhaft schlecht gebettelt hatte. „Am lahmen Arm hat's gefehlt," dachte er dann, indeß er langsam zur Stadt hinab wanderte; „hätte ich die Schulter steif gezogen wie vordem, so hätte ich auch wieder einmal Vergelt's Gott sagen können wie in alten Zeiten!"

Und im Gehen probierte er fort und fort, ob er den lahmen Arm wieder herauskriegen könne. Aber die selbstgewisse Zuversicht fehlte, es gab immer nur einen gestümperten lahmen Arm, und als er durch Oberhausen ging, wurde er durch einen Schwarm Bauernbuben aus seinen Träumen und Übungen aufgeweckt; denn diese liefen jubelnd hinter ihm drein und machten's ihm nach, wie er beständig übend mit der Schulter zuckte und den Arm bald höher, bald tiefer steif hielt.

So hatte er denn wirklich seine alte Kunst verlernt und lieferte nur noch jene Pfuscher- und Liebhaberarbeit, vor welcher ihn weiland der krumme Hans so sehr gewarnt hatte. Er bettelte wie ein Schulbube; denn es fehlte ihm der begeisternde Glaube an sich selbst. Allein war er dafür nicht ein Meister in andern Dingen geworden? Hausmeister hieß er freilich; ob er's aber auch war im vollen Sinne des Wortes? Däuchte es ihm doch jetzt, als hielten ihn die Leute bloß für einen ungelernten Liebhaber der Hausmeisterei, ja ihm selber war es heute, als schwindle er bloß ein bißchen in ehrlicher Arbeit, indes Faulenzen und Betteln doch sein innerster, leider gleichfalls verlorener Bruf sei. Als er durchs Wertachbruckertor in die Stadt einlenkte, fürchtete er sich, denselben Menschen ins Gesicht zu blicken, die er beim Ausmarsche noch so fest begrüßt hatte; er glaubte, sie sähen's ihm an der Nase an, daß er eigentlich kein rechter Hausmeister sei.

„Ach könnte ich doch wieder einmal ordentlich betteln!" Mit diesem Seufzer legte er sich endlich ins Bett. Und jeden Abend wiederholte er bei sich immer inniger denselben Ausruf, zuletzt so innig, daß er wieder aus dem Bette sprang und in der Dämmerung durch die Straßen lief, und als ihm am Perlach ein fremder Herr begegnete, drückte er sich ein wenig in den Schatten des Turmes und bettelte ihn kurzweg an. Der Fremde aber griff nicht in die Tasche, sondern erhob drohend den Stock und rief: „Ist das auch so ein verlaufener lutherischer Ketzer, der nur ohne Umstände Geld begehrt und mir nicht einmal ein Gebet für meine arme Seele bietet?" Veit schob sich ganz sachte im Schatten weiter. „Die gute alte Zeit ist dahin!" klagte er für sich. „Bettle ich den Nächsten katholisch an, so gehört er vermutlich zur Augsburgischen Konfession und schwenkt den Stock, weil ich nicht lutherisch bettelte. Überall wankt der Boden unter mir!"

Den andern Tag aber ward Veit vor den Spitalpfarrer beschieden, wel-

cher ihn scharf ins Gebet nahm. Denn es war ruchbar geworden, daß sich der Hausmeister zu Zeiten wieder auf den Bettel lege. Veit gestand ohne Umschweif. Ordentlich gebettelt habe er freilich noch nicht, sondern nur hie und da probiert, ob das Ding noch gehe. Es stecke ein Heimweh in ihm nach der Bettelei, er könne es gar nicht begreifen, so eine Art Mutterschaftsgelüsten, er müsse behext sein, auch sei es ihm seit vierzehn Tagen im Leibe nicht recht, vielleicht auch im Kopfe, und er wolle es gewiß nicht wieder tun, aber der Pfarrer möge ihm mit einem geistlichen Mittel zu Hülfe kommen gegen den Zauber; denn daß es ihm jemand angetan, das unterliege keinem Zweifel.

Der Pfarrer verschrieb sofort das gewünschte geistliche Mittel, indem er dem armen Veit mit einer furchtbaren Strafpredigt den Kopf wusch, auch mit Fortjagen aus Amt und Brot recht deutlich winkte. Zuletzt aber ward er immer milder und endete mit einem Gleichnis. „Du hast deine Krankheit nicht unrichtig ein Heimweh genannt. Ich will dir dies in einem Bilde noch klarer verdeutschen. Wenn wir aus unserer Jugendheimat in ein viel schöneres Land gezogen sind, dann freuen wir uns anfangs der Veränderung, finden alles gut und besser und denken kaum zurück an die verlassene Gegend. Doch nach kurzer Zeit steigt die alte Heimat schön und immer schöner wie verklärt wiederum vor unserem Geiste auf, es friert uns in dem neuen Lande und drüben auf der verlorenen Ferne ruht warmer Sonnenschein, wir möchten davonlaufen, so zieht es uns hinüber, wir möchten vergehen vor Heimweh. Das aber währt nur eine gemessene Frist, die wir mannhaft überwinden müssen. Allmählig verblaßt das ferne geträumte Bild wieder von selbst, wir freuen uns doppelt des Guten, welches uns umgibt, und zuletzt ist doch der Mann nur da ganz zu Hause, wo ihm Gott eine gesegnete Arbeit zugewiesen hat, und gute Menschen ihn ehren in seinem Tagewerk."

Veit nahm sich die Worte zu Herzen und hielt still und fleißiger als je zu seinem Berufe und bog in die Seitengassen, wenn er den Dom nur von weitem sah, daß er ja dem gefürchteten Süd- und Nordportal aus dem Wege gehe. So schien denn alles wieder gut.

Zur selbigen Zeit lag ein heimatloses Mädchen im Spital, welches man fieberkrank aus einer Herberge gebracht hatte. Obgleich sie etwas verwildert aussah, auch anfangs etwas ungewaschen, so war sie doch eine ganz hübsche Dirne mit feurigem Aug' und stolzen trutzigen Lippen, dazu kaum zwanzig Jahre alt. Veit hatte kein besonderes Acht auf sie, und nach den Frauenzimmern zu sehen, war überhaupt nicht seine schwache Seite. Das Mädchen genas und sollte am nächsten Tage das Spital verlassen. Da bemerkte Veit, daß sie weinend vor ihrem Bette saß. Er fragte, was ihr fehle, und sie erwiderte: „Mir fehlt meine Mutter. Als ich im Fieber die Besinnung verlor, stand sie noch bei mir, doch als ich im Spitale wieder zu mir kam, war sie

verschwunden; sie hat mich hier nicht aufgesucht, und ich weiß auch nicht, wo ich sie finden soll."

Nun fragte Veit nach der Herberge, in welcher die Kranke zuletzt mit ihrer Mutter gewesen, und als sie den „fliegenden Fisch" nannte, da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der „fliegende Fisch" war eine Bettlerherberge, das Mädchen ein Betteldirne, und da vor etlichen Wochen ein starker Schub fremder Bettler aus der Stadt geschafft und die Mutter vermutlich mit ausgewiesen worden war, so konnte sie freilich ihr krankes Kind im Spitale nicht aufsuchen.

Bei dieser Entdeckung schaute Veit dem Mädchen zum erstenmal genau ins Gesicht und fand, daß sie ganz schön sei. Teilnehmend forschte er weiter nach ihren Schicksalen, und ihm war, als habe ihm bloß deshalb bisher kein Mädchen gefallen, weil er noch kein schönes Bettelmädchen gesehen. Diese nun war schön und eine Bettlerin, und also gefiel sie ihm über die Maßen. Dazu faßte sie den Bettlerberuf gar anmutig und gemütvoll. „Wir sind keine gemeinen Bettler," sprach sie, „meine Mutter und ich; wir strecken nicht Jedermann die Hand entgegen. Nur wo ich recht glückliche oder recht tief betrübte Menschen sehe, Menschen, die schon vorher warm und mürbe gemacht wurden, murmle ich leise meine Bitte. Denn der Frohe schenkt auch froh und aus dem Vollen; er will Genossen seines Glückes haben und wäre das auch nur ein Hund oder ein Bettler; der Betrübte aber möchte unserm Herrgott gerne ein gutes Wort geben durch das reiche Almosen, oder er denkt: bin ich nun so freudlos, so sollst du arme Bettlerin doch wenigstens eine gute Stunde haben. Dem Glücklichen aber sage ich dann recht wehmütig: Vergelt's Gott! und dem Betrübten recht erfreut, und also rühre ich den Einen und tröste den Anderen und gebe in zwei Worten einem Jeden, was ihm fehlt."

Veit überdachte bei dieser Rede, wie groß und erbaulich der krumme Hans seinen Bettlerberuf fasse und wie sinnig und fein dieses Mädchen, und daß doch ein Handwerk so gar schlecht nicht sein könne, welches ein Patriarch so fromm und ein Mädchen so liebenswürdig anzugreifen vermöge.

In wundersamen Träumen schwebend, begleitete er des andern Tages das Kind in den „fliegenden Fisch", damit er ihm den Aufenthalt der Mutter erkunden helfe. Hier aber war er ganz überflüssig. Obgleich viel Volk in der Herberge lagerte, erfuhren sie doch nichts; denn die zerlumpten Leute mißtrauten dem Eindringling im guten Rock, und Veit fühlte wohl, daß seine Gegenwart dem Mädchen mehr schade als nütze. Wäre er nur auch ein Bettler gewesen! Doch sorgte er für ihre vorläufige Unterkunft.

Allein als er kurz nachher wieder in den „fliegenden Fisch" ging, war seine Schöne mit anderem Bettelvolk auf und davon geflogen. Er folgte ihrer Spur bis Friedberg und lief ihr noch fünf Stunden weiter nach ins Bayerland; aber er fand sie nicht. Wäre er noch ein Bettler gewesen, sie

würde ihm schwerlich entkommen sein, die Zunftgenossen, welchen er da und dort begegnete, würden ihm sicher ihren Weg verraten haben, während sie jetzt scheu seinen Fragen auswichen, ja das Mädchen wäre dann wohl überhaupt nicht davongelaufen, sondern hätte ihn stracks geheiratet. Er wollte verzweifeln, daß er kein Bettler mehr sei, und kehrte müde und elend zur Stadt zurück.

Da gab er auf die Straße nicht acht, und ehe er sich's versah, stand er vor dem Nordportale des Domes gerade an der Ecke, wo vordem der ewig hustende Bettler gesessen. Die Leute gingen zur Abendandacht ein und aus, und Veit blieb stehen wie eine Schildwache und starrte die Menschen und die steinernen Heiligenbilder gedankenlos an und merkte gar nicht, daß er ganz mechanisch den lahmen Arm probierte und vor sich hin sprach bald freudigen, bald traurigen Tones: „Vergelt's Gott!" und merkte auch nicht, daß ihn viele lächelnd, andere strafend maßen; denn er dachte weder an den Arm noch an die Kirchengänger, sondern an die Betteldirne, die so gar schön „Vergelt's Gott!" gesagt hatte, und daß sie ihm gewiß nicht davongelaufen, wenn er nur auch noch ein Bettler gewesen wäre. Doch urplötzlich weckte ihn der gewaltige Baß des Küsters, welcher ihn zornig weggehen hieß und höhnend fragte, ob er etwa als lutherischer Spittelmeister seine alte Bettelei am katholischen Dome wieder beginnen wolle?

Jetzt erst erkannte Veit, wie zweideutig er auf dem verführerischen Platze gestanden und schritt eilends auf dem nächsten Wege — auf der Reichsstraße — quer durch den Chor zum Südportale hinaus. Hier aber sah er ein blaues Wunder: der Stein stand leer, der krumme Hans war verschwunden! Diese unglaubliche Tatsache ließ ihn im Augenblicke all sein eigenes Leid vergessen: Hans mußte tot sein oder totkrank; denn aus keiner andern Ursache würde er je zu dieser Stunde seinen Stein verlassen haben. Veit eilte sogleich in den „fliegenden Fisch", um vom Herbergsvater, der alle Bettler kannte, zu erfahren, was geschehen sei. Er hatte das Rechte geahnt. Der krumme Hans besaß seinen Unterschlupf in einem Hinterhäuschen an den Lechkanälen, dort lag er schon seit acht Tagen elend und verlassen, von der Gicht gelähmt. „Es steht schlimm," sagte der Herbergsvater. „Der alte Knabe wird Monate brauchen, bis er wieder betteln kann; stirbt er aber vor der Zeit Hungers, dann braucht er freilich auch nachher den Bettel weiter nicht mehr."

Viertes Kapitel.

Veit zitterte vor Begier, dem verlassenen Alten stracks zu helfen. Aber wie? Er durfte ihm ja nicht über die Schwelle, Hans würde sonst zu der Gicht wohl gar noch einen Schlaganfall bekommen haben. Überdies mußte er vorerst noch ins Spital zurück; denn die Abendglocke läutete. Er hatte eine gar unruhige Nacht; bis zwölf Uhr konnte er nicht einschlafen, weil er Mittel suchte und nicht fand, wie dem Freunde zu helfen sei, und nach zwölf

Uhr schlief er wieder nicht, weil er sich gar zu unbändig freute, daß er ein Mittel gefunden habe.

Am frühen Morgen war er schon auf den Beinen und eilte zu dem ziemlich entlegenen Hause des Spitalpfarrers; denn diesen brauchte er für seinen Plan. Der Pfarrer aber schritt in derselben Stunde zum Spital, und so trafen Beide mitten Weges in einem engen Gäßchen zusammen, Beide vor Eifer glühend, der Pfarrer im Eifer des Zornes und der Strafe, Veit im Eifer der Vorfreude über ein gutes Werk.

„Dich suche ich, Veit!" rief der Pfarrer.

„Und ich suche euch!" rief Veit fast gleichzeitig.

Der Pfarrer staunte: rückte doch der sonst so höfliche und bescheidene Veit nicht einmal an seiner Mütze und warf ihm jene Worte nur so zu, wie wenn er einem Zechbruder begegne. Darum begann denn der geistliche Herr auch ohne alle weiteren Zeremonien: „Schickt es sich, Veit, daß du, der Spittelmeister, mit Betteldirnen in den fliegenden Fisch ziehst, ja einer Betteldirne ins Land hinein nachläufst und deinen Dienst versäumst? Schickt es sich, daß" — —

„Nein, das schickt sich nicht, Herr Pfarrer! ich weiß es, ich habe gefehlt," unterbrach ihn Veit, „aber das ist schon lange her, das war gestern, heute ist eine andere Zeit, heute bin ich ein anderer Mensch, heute muß ich betteln, nur einmal noch recht tüchtig betteln, ehe ich sterbe" — —

„Schickt es sich," rief der Pfarrer noch donnernder dazwischen, „daß du, der Spittelmeister, dich wie ein Bettler ins Domportal stellst zum Skandal der halben Stadt, ja daß du dich vom Domküster mußt hinwegjagen lassen? Schickt es sich, daß" — —

Immer zu gleicher Zeit, wie in einem Duett, rief Veit mit gleichfalls wachsender Stimme: „Nein! Nein! Aber das war gestern schon, das sind alte Geschichten! Straft mich nachher, jagt mich fort, nur laßt mich zuvor einmal noch betteln; ich komme ja zu euch, Herr Pfarrer, daß ihr selber mir den Bettelbrief schreibt!"

Der Pfarrer glaubte nunmehr, Veit sei übergeschnappt; darum ließ er ihm allein das Wort und blickte ihm scharf prüfend in die Augen.

Veit, da er solchergestalt etwas mehr Luft bekam, fuhr nun mit minderem Ungestüme fort: „Ich gestehe, daß ich falsch gebettelt, schlecht gebettelt habe, aber jetzt" — „du sollst gar nicht betteln!" zürnte der Pfarrer — „jetzt — laßt mich doch ausreden, Herr Pfarrer — jetzt weiß ich, wie ich noch einmal in meinem Leben recht und gut betteln kann." Dann erzählte er ihm von dem kranken, verlassenen Hans, seinem väterlichen Freunde und Lehrer, und wie derselbe nicht mehr betteln könne und Hungers sterben müsse. Für den Hans wolle er betteln in allen Häusern — gleichviel ob lutherisch oder katholisch — nicht als Bettler, sondern als Krankenwärter

und Spitalmeister, und daß es ihm die Leute auch ganz gewiß glaubten, begehre er von seinem Pfarrer den Bettelbrief.

„Und tust du das alles bloß für den krummen Hans?"

„Ja und Nein!" entgegnete der aufrichtige Veit. „Ich tue es fast ganz für den Hans und nur ein klein bißchen für mich. Der Hans muß alles Geld kriegen, und ich werde nur darum gut betteln, weil es für den Hans geschieht. Aber ich leugne nicht, daß ich auch für mich eine kindische Freude habe an dieser Bettelei. Ich weiß, daß ich nicht betteln soll. Aber es war doch gar zu schön, als ich in jungen Jahren noch so ganz ohne Arg und so recht von Herzen betteln konnte; nur einmal noch im Leben möchte ich betteln, und jetzt habe ich den schönsten Anlaß dazu; — es soll ja niemals wieder geschehen!"

Lange schwieg der Pfarrer und schaute zur Erde; Veit zitterte für eine abschlägige Antwort. Endlich erhob jener lächelnd das Gesicht: „Du bist der Hausmeister, und ich bin der Pfarrer des Spitals und seltsamer Weise liegen wir auch Beide, wie man so sagt, in demselben Spitale krank. Ich habe in jungen Jahren fürs Leben gern deutsche Reime gemacht zu Hochzeiten und Kindtaufen, zum Schmaus und Zechgelage und wo man sonst fröhlich war; denn mein Vater war ein Weber und Meistersänger. Als ich aber geistlich wurde, da sagte man mir, die Reimerei schicke sich nicht für einen Pfarrer; dem zieme höchstens ein lateinischer Vers oder ein geistliches Lied. So ließ ich's also bleiben. Doch heimlich muß ich zu Zeiten immer wieder einen lustigen deutschen Reim machen; aber ach, die werden alle schlecht, weil ich sie nicht laut hinausklingen lassen darf, und es ist mir manchmal, Hans Sachs, der Schuster in Nürnberg, — also auch so ein Hans — sei ein beneidenswerterer Mann als alle Augsburger Pfarrer. Armer Veit! Was wir einmal in der Jugend erstrebt, das winkt und lockt uns durchs ganze Leben und hätten wir gleich zehnmal Besseres inzwischen gewonnen. Ich schreibe dir den Bettelbrief, Veit, und zwar in Reimen; denn hier ist ja doch auch ein geistlicher Zweck, und so gut wie der Spitalpfarrer dann reimen darf für den verlassenen Greis, so gut darf der Spittelmeister auch für denselben betteln."

Wäre es nicht auf offener Gasse gewesen, so würde Veit dem Pfarrer vor Freude um den Hals gefallen sein. Aber die Zeit drängte. Also ging der Pfarrer rasch nach Hause und machte seine Reime, und schon am selben Nachmittage zog Veit mit dem poetischen Bettelbriefe durch die Stadt. Der Pfarrer hatte gereimt, wie der beste Meistersänger, und Veit bettelte nun nicht mehr wie ein Hausmeister, sondern wie der beste Bettelmeister, und je weiter er von Haus zu Haus kam, reich beschenkt von hundert Händen, um so klarer ward es ihm, daß er jetzt erst die allerschönste Art des Bettelns gefunden habe, nämlich selbstlos für Andere zu betteln, und er meinte, wenn er für den armen verlassenen Hans „Vergelt's Gott!" sage, so klinge

das noch herzbewegender als der fröhliche Dank des Mädchens beim betrübten und der wehmütige beim glücklichen Geber, ja als seines alten Lehrers erbaulich erhabenes „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!“ obendrein.

Nachdem er aber vor der Hand genug hatte, eilte er an die Lechkanäle zum Unterschlupf des krummen Hans. Ohne Bangen betrat er die Schwelle.

— Da lag der Alte tot auf seinem Stroh!

Veit stand wie vom Donner gerührt. Nun hatte er noch einmal recht meisterhaft gebettelt, und doch wiederum vergebens!

Erst nach langem Schweigen und Sinnen bemerkte er zwei alte Bettelleute, die neben der Leiche saßen. Der krumme Hans hatte sie als die zuverlässigsten Männer seines Zeichens ans Sterbelager rufen lassen, daß er ihnen — denn er traute den Stadtschreibern und Gerichtsleuten nicht — seinen letzten Willen mündlich kundgebe, auf Treu und Glauben, wie man ihn Sterbenden halten muß.

Der Älteste von beiden sprach zu Veit: „Wir bewahren unseres Freundes letzten Willen, den er uns klar und bei vollem Verstande zweimal gesagt, in gutem Gedächtnis. Er lautete etwa, wie folgt:

„Was ich in meinem Leben gewann, das habe ich als einen Sold der Armut und des Elendes empfangen; ich vermache es also wiederum dem ärmsten und elendesten Manne in Augsburg. Dieser Mann ist mein mißratenes Pflegekind, Veit Roluf. Er wird ohne Zweifel noch ganz zu Grunde gehen, und dann kann er nicht einmal ordentlich an den Bettelstab kommen; denn für einen Bettler ist er aus der Wurzel verdorben. Seinem Berufe ward er abtrünnig, seinen Freunden untreu, und dennoch liebe ich ihn wie ein Vater sein unglückliches ungeratenes Kind. Das Vermögen kann ich ihm selber nicht in die Hand geben: ein Mensch, der so schlecht wie Veit seinen Vorteil versteht, kann kein Erbe verwalten. Damit er nun doch einen Notpfennig habe, wenn er über kurz oder lang von seiner Hausmeisterei fortgejagt wird und dann nicht einmal auf den Gassen fechten kann wie ein ganz gemeiner Landstreicher, so hinterlege ich mein Geld beim Herbergsvater zum „fliegenden Fisch“, der es einem guten Handelshause übergeben und dem armen Teufel jedes Jahr zu Pfingsten und Ostern die Zinsen richtig auszahlen wird. Erreicht Veit sein siebzigstes Jahr, so kommt ihm vielleicht der Schwabenverstand; also soll er von da an mit dem Kapitale machen dürfen, was er will.“

Veit, der so viel Geld dem ärmsten Manne zu bringen gedachte und nun von diesem mit so viel mehr, mit dem Vermögen eines reichen Bürgers, bedacht wurde, fand kein Wort, kaum einen Gedanken. Niemand wußte bis dahin, daß der krumme Hans solche Summen zusammengescharrt und aufgehoben hatte. Man konnte darum zweifeln, was erstaunlicher sei, der Reich-

tum des Erblassers oder die Ehrlichkeit der Zeugen seines letzten Willens. Aber an all dieses dachte Veit nicht, er überhörte auch ganz die Frage, ob er das Vermächtnis annehme?

Endlich sprach er, die alte knöchernde Hand der Leiche umfassend: „Hans! Vater Hans! Hättest du nur ein paar Stunden länger gelebt, du hättest gesehen, daß ich doch noch betteln kann!" Aber dann däuchte es ihm, Hans sehe jetzt wohl vom Südportale des Himmels herunter und wisse das alles recht gut und lobe ihn wie in alter Zeit, daß er so gut gebettelt habe.

Als er aber später ruhig geworden, dachte er bei sich, er habe das ersehnte Ziel seiner Jugend doch errungen und sogar den krummen Hans erreicht, ja überglänzt, indem er bei Lebzeiten schon jene höchste Art des Bettelns geübt, die Hans erst im Sterben gefunden, — des Bettelns für Andere. Und so ward er zufrieden, war und blieb ein vortrefflicher Hausmeister und versuchte nie mehr, für sich selbst zu betteln, und wenn er die Zinsen seines Kapitals erhob, dann sagte er allemal mit aufwärts gewandtem Blick, als sähe er den krummen Hans da oben am Portale sitzen: „Vergelt's Gott tausendmal!"

Land im Herbste.

Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
Es träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
Drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verschollner Ahnen,
Der kaum erstrittnes Land besät,
Indes zu Seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Händen
Die Körner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End' zu Enden
Ein jüngst vertriebnes Volk geschürft?

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken,
Läßt er den toten Staub verwehn,
So seh' ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Gruße
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden wir die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand;
Wir gehn und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land!

Gottfried Keller.